
Erinnerungen

DIETRICH SCHWANITZ

Eine andere Welt

Kindheitserlebnisse bei den Schweizer Täufern

Als meine Kinder noch klein waren, bettelten sie mich vor dem Schlafengehen immer an: »Papa, erzähl' mal was von früher.« Damit war klar, was gemeint war: Ich sollte von meinem Aufenthalt bei den mennonitischen Bauern im Berner Jura erzählen. Was sie daran so faszinierte, war, daß es nicht nur Geschichten von Kühen zu erzählen gab, die platzten, weil sie zu viel nassen Klee gefressen hatten, oder von Pferden, die beim Dorfschmied das Vordach zum Einsturz brachten, weil sie aus Angst vor einem vorbeifahrenden Auto den Stützbalken einrissen, an dem sie angebunden waren; nein, es war vielmehr die Tatsache, daß es wie in einem Märchen von einer ganz anderen Welt zu erzählen gab, in der die Menschen nach anderen Regeln lebten, einer Welt, die durch die Zeit, durch die Entfernung und auch durch die Höhe auf über 1000 Meter von unserer getrennt war. Hinzu kam aber noch eine andere Qualität: Diese Welt erinnerte meine Kinder an Geschichten aus dem Alten Testament. Da war nur von Viehherden und von Gott die Rede, und die Leute hießen alle Abraham und Jakob und Samuel und Daniel und Isaak. Natürlich klangen die Hausnamen nicht biblisch, denn die hießen Fiechter und Bögli und Gerber und Amstutz, aber die wurden selten erwähnt. Stattdessen nannte man sich mit dem Orts- und Flurnamen, mit denen die Höfe bezeichnet wurden: So gab es den Stiereberg-Samuel oder den Les-Cerniers-Samuel. Den Bauern, bei dem ich Hütejunge war, nannten alle »Vetter Kobi«, weil alle mit ihm verwandt waren. Genaugenommen aber hieß er Jakob Amstutz, und seine Frau war Louise, geborene Fiechter aus dem Langenthal. Hin und wieder konnte man Vetter Kobi dabei beobachten, wie er allein auf einer Wiese stand und vor sich hin murmelte. Dann haderete er mit Gott, denn Gott hatte ihm und seiner Frau den Kindersegen vorenthalten. Wie stand er da gegenüber seinem ältesten Bruder Ulrich? Der hatte zwei Töchter und dreizehn Söhne, von denen einige auf Vetter Kobis Hof arbeiteten wie der Isaak und der Peter; und der Daniel hatte die Käserei gegenüber übernommen und fütterte jeden Morgen und Abend über 150 Säue.

Auf ihnen lag ein Segen; dabei war ihr Vater nicht einmal besonders fromm und forderte Gottes Zorn dadurch heraus, daß er mit seinen verfluchten Hunden auf die Jagd ging und harmlose Rehe erschoss. Und wenn Vetter Kobi dann seine Frau beschuldigt hatte – es mußte da eine unklare Sünde geben – dann drehte er sich zu mir um, sah mich groß an und sagte auf Berndütsch: »A settige stiefe Bueb sette mir ou ha.« (Einen solchen strammen Knaben sollten wir auch haben.) Denn ich war von dem vielen Käse und der guten Milch tatsächlich gut im Futter. Man schrieb das Jahr 1950. Ich war zehn Jahre alt und lebte nun schon fast vier Jahre als Hütebub bei den Mennoniten im Berner Jura.

Im Frühjahr 1947 hatte mich meine Mutter in Dortmund in einen Zug gesetzt, der mich durch zerbombte Bahnhöfe und weite Ruinenfelder zusammen mit anderen Kindern nach Basel brachte, wo uns die Schwestern vom Schweizer Roten Kreuz in Empfang nahmen. Das Erlebnis dieser ersten Schweizer Stadt war überwältigend: Es gab keine einzige Ruine, alles war unvorstellbar reich, die Waren lagen in überquellenden Auslagen sogar vor den Geschäften, ohne daß irgend jemand plünderte, und die Velos (Fahrräder) parkten auf den Straßen, ohne daß sie abgeschlossen werden mußten: Niemand stahl sie. Wir wurden gesundheitlich untersucht, gebadet, desinfiziert und schließlich sortiert: Am Ende wurde ich mit einigen anderen Kindern einer anderen Schwester übergeben, die mit uns einen Zug nach Biel bestieg. Als wir unterwegs in Délémont hielten, sagte die Schwester zu mir: »So, hier wirst Du abgeholt.« Ich nahm mein Kofferchen und kletterte auf den Bahnsteig und blieb solange stehen, bis alle Reisenden verschwunden waren. Und dann kam Vetter Kobi auf mich zu. Er war klein, drahtig, sonnengegerbt, hatte – wie alle Mennoniten, wie ich bald bemerkte – einen kleinen Bürstenschnurrbart und trug einen Hut. Als er mich begrüßte, traf mich ein furchtbarer Schock: Ich verstand kein einziges Wort. Er muß geglaubt haben, ich sei eine Art Idiot oder durch die Bombennächte sprachlos geworden – wie sich später herausstellte, hatte er die phantastischsten Vorstellungen von den Verhältnissen in Deutschland. So nahm er mich einfach bei der Hand und schleppte mich aus dem Bahnhof zu einem zweirädrigen Pferdewagen, hob mich auf einen mit Schaffell ausgepolsterten Sitz und fuhr los.

Heute weiß ich, daß wir von Délémont über Undervelier durch die grandiose Pichoux-Schlucht gefahren sind. Es ging ständig bergauf. Die Felswände neben uns wurden immer steiler und höher, gleichzeitig wurde es dunkel, und parallel zur Straße schäumte ein ziemlich lauter Bergbach talab. Nach einer endlosen Fahrt wurde es plötzlich hell, und wir erreichten bei Bellelay

die Hochebene des Jura. Von Bellelay ging es noch mal ein paar Kilometer in die Berge, und dann wurde es wieder weiter und flacher. Zu beiden Seiten der Straße erstreckte sich eine wellige Parklandschaft mit Weiden, auf denen in Abständen einzelne riesige Tannen wuchsen. Und überall grasten Pferde und Herden von Kühen, wie ich sie noch nie gesehen hatte: Ich kannte nur schwarzbunte oder rotbunte Kühe. Aber diese Kühe waren blond; und sie hatten auch keine Flecken wie die zu Hause, sondern ihre Farbschattierungen gingen changierend ineinander über. Aber das allerschönste war: Jede Kuh trug eine Glocke um den Hals, und die Pferde auch. Schließlich hielten wir vor einem Bauernhaus, wie man es aus Schweizer Bilderbüchern kennt: Breite, weiße Front aus Stein, eine Unmenge kleiner Fenster, von deren Bänken rote Geranien herabquollen, der Giebel aus Holz mit einem geschwungenen Vordach, darunter ein langer Holzbalkon über die ganze Front, und auch über seinen Rand ergoß sich ein Wasserfall von Geranien. Das Licht, der Baustil, die Tiere (auch die Schweine sahen übrigens anders aus), die Landschaft, die Sprache, die Fortbewegung – alles verkündete mir: Ich war nun in einer anderen Welt.

Im Jahre 1950 hatte ich meine alte Welt in Deutschland mit seinen Ruinen, seiner Hysterie und seinem Chaos vergessen. Während des Krieges waren meine beiden Brüder sowieso fast ständig mit der Kinderlandverschickung im Osten, mein Vater war in Gefangenschaft, nur an meine Mutter erinnerte ich mich mit einer Art Phantomschmerz. Aber ich hatte schon jahrelang kein Hochdeutsch mehr gesprochen, ich hatte keine Schule besucht, ich war Hütejunge bei Jakob Amstutz und gehörte nun zur Welt der Täufer und war selbst ein Täufer. Mit 14 Jahren würde ich ein Erweckungserlebnis haben und auch getauft werden.

Das Leben war übersichtlich, plausibel und geordnet. Zum Haushalt von Vetter Kobi gehörten neben der uralten Mutter von Louise, seiner Frau, die Knechte und Mägde. Da waren Kobis Neffen Isaak und Peter Amstutz, der welsche Pferdeknecht Antoine Véja, seine Schwester Annemarie, die mir manchmal beim Küehüten half, Louises Neffe Res (die korrupte Form von »Andreas«), der alte Karl, der für die Waldarbeit zuständig war, die Küchenmagd Linde Bögli und ich als Hütebub. Zur Ernte kamen immer dieselben Saisonarbeiter: der humpelnde Christian, genannt Chrigu, der verwegene Ötti, ein schweigsamer Typ namens Helkia und mein Liebling, der arbeitscheue, dafür aber besonders vergnügte Gabriel. Auf irgendeine mir unklare Weise waren die meisten von diesen ebenfalls mit dem Meister oder der Meisterin verwandt. Eigentlich waren die Täufer alle miteinander verwandt. Es gab mehrere große Clans, die Amstutz, die Gerbers, die Wyss, die Bögli –

und sie sahen sich auch alle ähnlich. Ihre Höfe streuten sich über die ganze Hochebene in jenem Teil des Jura, der auf welsch Franches Montagnes und auf deutsch Freibergen heißt. Die Mehrheit der Bewohner waren Welschschweizer, aber die Mennoniten waren Deutsche, und sie blieben unter sich, weil die Welschen katholisch waren. Auf sie schaute ich mit endlosem Mitleid. Mir war klar, daß sie als Papisten in tiefer Finsternis lebten. Sie würden in der ewigen Verdammnis schmoren. Daß sie gezeichnet waren, war jetzt schon an eindeutigen Merkmalen zu erkennen: So waren ihre Misthaufen einfach ein Skandal. Während die Täufer aus ihrem Mist kleine Kunstwerke der Architektur machten, indem sie die Ränder durch Fältelung des Strohs wie Mauern hochzogen, schmissen die Welschen ihren Mist einfach auf einen ungeordneten Haufen, ein Greuel vor dem Auge des Herrn. Während wir unsere Kühe fast jeden Morgen nach dem Melken striegelten, waren die welschen Kühe tagelang von oben bis unten beschissen. Direkt neben uns wohnten die Brüder Catin mit ihrer grauenhaften Mutter, deren Gebiß schaurig klapperte, wenn sie eine Flut von unverständlichem Französisch über mich ergoß. Sie war sogar so weit gesunken, daß sie Kautabak kaute. Mit ihnen hatten wir nichts zu tun.

Die Verwandten in der Nachbarschaft dagegen besuchten wir häufig. Vor allem den Samuel in Les Cerniers mit seinen acht Kindern. Mit Christian und Jaköbeli war ich direkt befreundet, und Isaaks Vater verfügte über die besten Deckstiere der Gegend. Ständig mußte ich mit irgendeiner stierigen Kuh über den Berg zu ihm laufen. Das Decken bot dann jedesmal einen Anlaß für die Versammlung der zehn Söhne, die noch auf dem Hof lebten, und meistens kamen noch die Söhne der Nachbarn dazu. Aber man traf sich ja sowieso an jedem Sonntagnachmittag im Bethaus auf dem Mont Moron. Da oben auf dem Berg, hoch über Bellelay, lag das Gemeindezentrum der Täufer. Vor dem Gottesdienst, der gegen 15 Uhr begann, ging es zu wie auf High Chaparal. Die Mennoniten waren damals so technikfeindlich wie die Amischen in Pennsylvania (heute hat sich das etwas gelockert), und niemand fuhr ein Auto oder einen Trecker. So kamen alle mit Pferdekutschen und Zweispännern oder einspännig und trafen sich auf dem Vorplatz des Bethauses in einem wilden Durcheinander von Gewieher und Peitschenhieben und rasselnden Wagen. Es dauerte ewig, bis alle Frauen aus den Kutschen ausgestiegen und alle Pferde ausgespannt waren. Während des Gottesdienstes hörte man dann immer wieder das Gewieher der Pferde, und so manchen Bauern wird das daran erinnert haben, daß der Herr ihn mit gesundem Vieh gesegnet hatte und er gefälligst dankbar zu sein habe.

Das waren jedenfalls Gedanken, die auch der Prediger sehr häufig ansprach.

Der Prediger war eigentlich der Lehrer, der die mennonitische Schule betrieb, und ihm gestand man eine Art von Vorrecht zu, die Versammlung zu gestalten. Aber grundsätzlich konnte jedes Gemeindemitglied predigen, wenn der Geist über es kam. Mir fiel erst sehr spät auf, daß der Geist sich immer wieder dieselben Leute aussuchte, während andere nie von ihm erfüllt zu werden schienen. Und über die Frauen kam er überhaupt nie. Aber auf diese Weise konzentrierte sich das rhetorische Training auf diejenigen, denen der Herr die Begabung zum Predigen gegeben hatte. Wenn etwa der Stiereberg-Samuel sich von seinem Sitz erhob, die sechs Stufen zur Kanzel emporkletterte, die neben dem Harmonium das einzige war, an dem sich der Blick in dem kalkweißen Bethaus festsaugen konnte, wenn er seine Bibel aufschlug, die betreffende Stelle gefunden hatte und den Blick über die Gemeinde schweifen ließ, konnte sich jeder auf eine Strafpredigt voller köstlicher rhetorischer Exzesse freuen. Wegen dieser Praxis der Laienpredigt war das rhetorische Niveau der ganzen mennonitischen Gesellschaft höher, als ich es in irgendeinem Milieu später angetroffen habe.

Um das zu illustrieren, will ich eine Geschichte einflechten: Sechs Jahre nach meiner Rückkehr ins Ruhrgebiet hatte ich mit dem befreundeten Sohn des Zechendirektors von Unna und Werne die Schulferien bei Vetter Kobi verbracht. Im Gegenzug besuchte uns der Meister zum ersten Mal in unserer Bergarbeitergemeinde in Rünthe; und als Ausdruck der Dankbarkeit für die interessanten Ferien seines Sohnes organisierte der Zechendirektor für Vetter Kobi eine große Betriebsführung. Begleitet von der gesamten Chefetage und dem Betriebsrat fuhren wir auf die siebte Sohle auf 1200 Meter unter Tage ein. Es war für Jakob Amstutz ein überwältigendes Erlebnis. Wenn er vorher die Technik schon für satanisch gehalten hatte – der Anblick der halbnackten Kumpel mit ihren geschwärzten Leibern und dämonisch funkeln den Grubenlichtern mußte ihn völlig davon überzeugen, daß er es mit einer Version der Hölle zu tun hatte. Am Ende der Führung versammelte sich alles, wie es der Brauch ist, in rußigen Klamotten zum westfälischen Frühstück um den großen Tisch des Festsaaes. Man wollte schon zum Schinken und Steinhäger greifen, da stand Jakob Amstutz auf, weil der Geist über ihn gekommen war. Obwohl er fast unter Schock stand, obwohl er noch nie im Ausland gewesen war, geschweige denn solch ein Werk gesehen hatte, obwohl ihn die Menge der Betriebsangehörigen, die er kaum verstand, äußerst einschüchterte, begann er zu ihnen zu sprechen. Und er forderte sie auf, das Werk sofort zu schließen. Er machte ihnen klar, daß es hieß, Gott herauszufordern, wenn man dem Leib der Erde die Kohle entrisse, die der Herr dort hingetan hatte; daß es eine Anmaßung bedeutete, solche monströsen Kon-

struktionen zu errichten, mit denen das technisch möglich sei, und daß der Geist, der das inspirierte, von satanischer Natur sein müsse. Er fragte sie, ob sie schon jemals über den Sinn ihres Tuns nachgedacht hätten, ob sie in ihrem Herzen Gott um Erlaubnis gebeten hätten, die Ordnung der Natur so zu stören. Er flehte sie an, an ihr Seelenheil zu denken; er erinnerte sie daran, daß es nichts hülfte, wenn sie die ganze Welt gewönnen und doch Schaden nähmen an ihrer Seele – kurzum, er setzte sie solch einem Orkan biblischer Beredsamkeit aus, daß die ganze Führungsetage mitsamt dem Betriebsrat in schuldbewußtes Schweigen verfiel. Das lag nicht daran, daß sie auf Jakobs Argumente auch nur das geringste gegeben hätten. Vielmehr fühlte jeder einzelne von ihnen, daß er solch einer Beredsamkeit nichts entgegenzusetzen hätte; daß im Vergleich zu diesem kosmischen Sturm der Worte jede Entgegnung kläglich ausfallen mußte. Einem jeden war klar, sie hatten zum ersten Mal einen Mann kennengelernt, der vor nichts Angst hatte; der mit sich selbst in völliger Übereinstimmung lebte; und der in der Mitte der Wahrheit wohnte. Solch ein Mann würde auch dem Kaiser selbst widersprechen, wenn er das für richtig hielt. (Nebenbei gesagt: Vetter Kobis Befehl ist längst ausgeführt worden, und der Pütt wurde geschlossen.)

Das Leben der Täufer ging in den Erlebniskategorien, die das Alte Testament liefert, restlos auf: Es gab die großen Familien, es gab die großen Herden, und es gab das dauernde Gespräch mit Gott. Wenn man sich nicht im Bet-
haus traf, dann reihum auf den Höfen zur abendlichen Bibelstunde. Und es gab die Lesungen zu den Mahlzeiten. Sie wurden strikt eingehalten. Es gab das Morgenessen, das »z'Nüni« (Frühstück um neun), das Mittagessen, das »z'Vieri« (um vier Uhr) und das Nachtessen. Bei jeder Mahlzeit wurde vorher und nachher ein Gebet gesprochen, und zu den drei Hauptmahlzeiten gab es nach dem Essen die Lesungen: Morgens wurden das Kalenderblatt und die dazugehörigen Bibelstellen gelesen. Am Mittag wurde das Losungsbuch verlesen, und am Abend wurde aus der Bibel und einem Erbauungsbuch gelesen. In aller Regel tat das der Meister selbst. Während wir alle auf langen Bänken längs des Tisches saßen, präsiidierte er am Kopfende auf dem einzigen Stuhl und hatte die Bibel vor sich. Seine Frau saß ums Eck und las mit schräg gelegtem Kopf leise mit, um ihm über die schwierigen Stellen hinwegzuhelfen, wenn er steckenblieb. Davon hatte sie im Laufe der Jahre einen ganz schiefen Hals bekommen. Wenn vornehme Gäste zum Essen kamen, wurden sie dadurch geehrt, daß ihnen die Lesung überlassen wurde. Als ich als erwachsener Mann Vetter Kobi später besuchte, wurde mir diese Ehre immer wieder zuteil. Sie hat mir mehr bedeutet, als ich sagen kann.

Der Rhythmus des Tageslaufs war von der Arbeit und dem Vieh bestimmt.

Die Hauptwirtschaftsgrundlage der Täufer waren die Milchwirtschaft und die Pferdezucht. Gegenüber von Vetter Kobis Hof lag die Käseerei, in der bis heute der Tête de Moine hergestellt wird. Er gilt als besondere Delikatesse. Man schneidet vom Mönchskopf den Skalp ab, schabt seinen Käse herunter und legt danach den Skalp wieder auf die Schnittstelle zurück, damit der Käse nicht austrocknet. Das ist die Spezialität der Gegend, und sie ist sehr zu empfehlen. Aber natürlich fabrizierte man auch Emmentaler und Gruyère, die in Mengen großer Wagenräder in dem Kellergewölbe der Käseerei vor sich hin reiften. Zweimal am Tag schleppten wir nach dem Melken unsere großen Milchkannen in die Käseerei. Gemolken wurde per Hand, und so molk ich jeden Morgen und Abend fünf Kühe, während der Meister und Peter jeweils die doppelte Menge in der gleichen Zeit schafften. Zwischen der Heuernte und dem Winter hatte ich die Kühe in die Berge zu treiben und zu hüten. Wer nie Kühe gehütet hat, weiß nicht, wie langsam die Zeit vergehen kann. Da lernt man beobachten, wie die Erde atmet; die Wolken ziehen, die Käfer krabbeln, der Regen regnet. Und die Kühe grasen, legen sich hin und kauen wieder und betrachten einen mit einem nachdenklichen Blick aus ihren schönen, sanften Augen. Wir hatten schöne Kühe; sie sahen wirklich gut aus. Zur Verteidigung ihrer Schönheit hätte ich mich auf einen Faustkampf eingelassen. Jedes Jahr bei der großen Prämierung aller Kühe der Franches Montagnes in Saignelegier gehörten wir zu den Preisträgern. Am Tage vor dem Auftrieb wuschen wir jedes einzelne Tier, so daß sie alle vor Sauberkeit leuchteten. Am nächsten Morgen wurde früher als gewöhnlich gemolken, und dann begann der große Treck. Nach etlichen Stunden im Morgennebel hörten wir in der Ferne das Blöken der anderen Herden, die durch die Tannen zogen, demselben Ziel entgegen. In Saignelegier ging es dann zu wie im Wilden Westen. Über 2000 Kühe wurden dort zusammengetrieben. Man pflockte sie in endlosen Reihen an, und dann schritten die Preisrichter die Fronten ab. Das dauerte den ganzen Tag. Inzwischen mußten sie gefüttert werden. Gleichzeitig war es der große Viehmarkt. Überall sah man die Bauern feilschen. Sie taxierten die Kühe, fragten nach dem Preis, wandten sich empört ab, kamen wieder zurück – das dauerte Stunden. Am Nachmittag begann die Zeit der großen Geschäftsabschlüsse. Sie wurden mit Kirschnaps – Chriesiwässerli – besiegelt. Die Täufer waren asketische Leute und tranken nicht viel: Wein zum Essen und sauren Most bei der Feldarbeit. Aber um einen erfolgreichen Geschäftsabschluß zur Ehre des Herrn zu feiern, ließen sie sich nicht lumpen. Um fünf Uhr nachmittags waren alle betrunken. Da gingen sie aus sich heraus. Da sagten sie so manch einem die Meinung, die sie ein Jahr lang um des Friedens willen zurückgehalten hatten. Da

fiel so manch einem ein, daß der Herr auch ein zorniger Gott sein konnte, und sie stellten sich in seinen Dienst. Ein Wort gab das andere, und manche prügeln sich wie die Kunden in einem Western Saloon. Die Schweizer Täufer waren an sich Pazifisten, aber sie leisteten ihre Wehrübungen in der Schweizer Milizarmee wie jeder andere. Jeder hatte seine Uniform und seinen Karabiner zu Hause im Schrank. Und so verstanden sie diese gelegentlichen Ausbrüche von Kampfkraft als eine Art von Wehrübungen, zumal es häufig gegen die papistischen Welschen ging. Gegen Ende des Nachmittags wurden die Kühe losgebunden, die vor lauter Sehnsucht nach den Ställen blökten, als sei der letzte Tag gekommen. Von nun an brauchte man sich nicht mehr um sie zu kümmern: Man hätte es auch nicht gekonnt, weil sie nicht zu halten gewesen wären. Sie liefen die ganze Strecke im Galopp allein nach Hause in ihren Stall.

Meine Domäne waren also die Kühe. Aber während des Frühsommers und im Winter brauchte man sie nicht zu hüten, und da gab es anderes zu tun. Bei den Täufern arbeitete jeder, ob Mann, ob Frau, ob Kind oder Erwachsener von morgens halb sechs bis abends halb neun. Das klösterliche Gebot des »Bete und arbeite!« war zur Lebensform geworden. Arbeit war auch eine Form des Gemeinschaftslebens, denn meistens arbeitete man zusammen. Es gab zwar komplizierte Maschinen wie Sämaschinen oder Bindemäher, aber sie waren mechanisch und die Antriebskraft war natürlich. Auch an solchen Maschinen mußte man zusammenarbeiten. In dieser Zeit gab es noch keinen Arbeitskräftemangel, aber die meisten Täufer hatten so große Familien, daß sie keine Knechte brauchten. Bis zu zehn Jahren besuchten die Kinder die welsche Schule, dann wechselten sie zur mennonitischen Schule, auf der auch Deutsch unterrichtet wurde. Das war übrigens der Grund, aus dem man mich gar nicht zur Schule schickte: Die welsche Schule wollte man mir wegen des französischen Unterrichts und des papistischen Einflusses ersparen, für die Mennonitenschule war ich noch zu jung. In Wirklichkeit ging es wohl darum, daß die Kühe auch während der Schulzeit gehütet werden mußten. So habe ich nie eine Volksschule besucht. Wie sich später herausstellte, war das auch nicht nötig. Ich hatte genausoviel durch die Bibellektüre gelernt: alte Geschichte, Religion, Deutsch, Moralphilosophie und Geographie. Den Rest lernte ich auf der Sonntagsschule, und durch die Auseinandersetzungen mit den Welschen schnappte ich auch etwas Französisch auf.

Als ich im Sommer 1950 schließlich alt genug war, die Mennonitenschule zu besuchen, stellte Vetter Kobi meinen Eltern ein Ultimatum (mein Vater war inzwischen aus der Gefangenschaft heimgekehrt): Entweder mußte ich zurück nach Deutschland, um das Gymnasium zu besuchen, oder er würde

mich adoptieren, so daß er endlich einen Hoferben hatte. Ich selbst wurde nicht konsultiert. Es war keine Frage, wie ich mich entschieden hätte: Ich wäre Täufer geblieben und hätte den Hof übernommen. Gott aber hatte etwas anderes für mich vorgesehen, und so kam es, daß ich wieder nach Deutschland zurückkehrte. Ein liberaler Gymnasialdirektor und ein tollkühner Klassenlehrer, der wissen wollte, wie ein ungebildeter Kuhhirte mit dem Lateinischen zurechtkommt, bewerkstelligten etwas, was bei der heutigen Bürokratie völlig unmöglich wäre: nämlich daß ich ohne die obligatorische Aufnahmeprüfung ins Gymnasium kam. Bei den Täufern hatte ich arbeiten gelernt, und nach einigen Monaten war der Schulstoff nachgeholt. Latein zu lernen, war gleich am Anfang interessanter, als beim Kühehüten die Wolken zu zählen.

Es gibt keine einzelne Phase meines Lebens, die für mich wichtiger gewesen wäre als meine Zeit bei den Schweizer Täufern. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß es verschiedene Welten gibt. Für einen Jungen meines Alters war die Welt der Täufer wesentlich geschlossener, plausibler und verständlicher als die Welt meiner Herkunft. Ihre Bewohner schienen mir auch im Rückblick seelisch gefestigter und vor allem moralisch unvergleichlich überlegen. Ich will das nicht sentimentalisieren: Auch ich habe unter der Härte, dem unerbittlichen Patriarchalismus, der Arbeitsaskese und dem Mangel an Einfühlung in die kindliche Erlebniswelt gelitten. Man feierte keine Geburtstage, die Festbräuche um Weihnachten und Ostern galten als heidnischer Firlefanz, und emotionale Probleme wurden ignoriert. Aber es war eine sozial hochintegrierte Welt. Äußere und innere Welt wirkten nicht getrennt: Die Religion war allumfassend, und ihre Rhetorik beherrschte den äußeren Diskurs ebenso, wie sie das Medium für die Artikulation innerer Auseinandersetzungen lieferte. Eine Welt mit solchen Außenstützen braucht keine Psychologie. Es war zwar eine patriarchalische Welt, aber in der Gemeindeverfassung herrschte ein demokratischer Geist, der ein grundsätzliches Mißtrauen gegen jede amtliche Hierarchie schuf. Im Zentrum stand die Unmittelbarkeit der Gotteserfahrung durch die Schrift. Das begründete eine Allergie gegen jede Autorität, die sich als Deutungsinstanz zwischen den einzelnen Menschen und die Wahrheit schob. Hier sprudelte die Motivquelle für jene Abneigung gegen den Papismus mit seinen Ritualen, Prälaten und Priestern. Im übrigen haben meine Erlebnisse die Analysen von Max Weber über den Geist des Puritanismus bestätigt.

Die Andersartigkeit dieser Welt gegenüber der, in die ich zurückgekehrt bin, hat in mir einen Sinn für die Unwahrscheinlichkeit der Moderne begründet. Nachdem ich eine Weile in der Welt des 17. Jahrhunderts gelebt hatte, habe

ich mich nie mehr ganz an die Welt des 20. Jahrhunderts gewöhnen können. Als ich später Anglistik und Geschichte studiert habe, habe ich diese Welt wiedergefunden: im England des 17. Jahrhunderts und im Amerika des 20. Ich habe eine Weile in Philadelphia gelehrt und die Amischen in Lancaster County besucht. Einige von ihnen saßen in meinen Deutschkursen in der University of Pennsylvania. Ich habe Vertreter der Hutterer und der Mennoniten in Winnipeg kennengelernt. Und wenn ich im Hörsaal über Cromwell und die englische Revolution spreche, kann ich das nicht tun, ohne an Vetter Kobi zu denken. Und hin und wieder bitten mich meine Kinder immer noch: »Papa, erzähl mal von früher!« Dann berichte ich von einer Welt, die niemanden mehr losläßt, der mal in ihr gelebt hat.